

militärischen Dienst der Söhne, dem Tode des jüngeren und der Heirat der Tochter am Kriegsende. Diese Jahre werden zusammengefasst unter der Formulierung „schwere Prüfungen“ (S. 137). Das Leben ging weiter mit Enkelkindern, Synagalkonzerten, Vereinstätigkeiten. Der Familien des Vaters, der Mutter, der Geschwister, der Ehefrau werden in Genealogien biblischer Art gedacht, die die Entstehung der aufgeklärten jüdisch-deutschen Bourgeoisie erhellen. Der zweite Teil ist „Kraut und Rüben“ benannt und versammelt Ergänzungen und Nachträge. Hirsch fährt mit der gleichen rechtsanwaltlichen Akribie fort, die er vor Gericht praktiziert haben muss; alles ist faktisch belegt, alles ist genau abgewogen. Er schreibt nichts über die Nazifizierung der deutschen Gesellschaft, nichts über die zunehmend bedrohliche Diskriminierung. Sein Selbstmord muss aus tiefster Trostlosigkeit geschehen sein.

Hirsch war sich der gesellschaftlichen Grenzen bewusst, die seine Existenz als Jude bestimmten. Er hat versucht, diesen existenziellen Horizont zu erweitern, immer innerhalb der rechtlichen Grenzen des deutschen Staates, das geht aus seinen Erinnerungen hervor. Ein Revolutionär, der alles riskiert und opfert, war er nicht. Er hat sich gefügt, eingefügt. Seine beiden Lebenssphären erhielt er aufrecht, eine jüdisch, die andere deutsch. Anfangs überlagerten sie sich, mit den Jahren jedoch immer weniger, bis die Nazis sie vollkommen trennten. Was hätte er wohl von seinem Großneffen, dem hessischen Generalstaatsanwalt Fritz Bauer (S. 304) gehalten, der seit 1957 die Verhaftung Eichmanns unterstützte und 1963 die Frankfurter Auschwitzprozesse initiierte?

Florence Bernault, Colonial Transactions. Imaginaries, Bodies, and Histories in Gabon. (Theory in Forms.) Durham, NC, Duke University Press 2019. XI, 332 S., 35 Abb., 4 Karten, \$ 27,95. // DOI 10.1515/hzhz-2025-1272

Norman Aselmeyer, Oxford

In den vergangenen Jahren sind die Dichotomien in der Kolonialgeschichtsschreibung – etwa „colonizers“ vs. „colonized“, „segregation“ vs. „encounter“, „agency“ vs. „coercion“ –, allesamt ein Produkt des kolonialen Archivs, erheblich unter die Räder gekommen. Zwar bemühten sich Menschen in kolonialen Kontexten beständig um eine „Grammatik der Differenz“, wie Ann Laura Stoler und Frederick Cooper es formulierten, doch bestimmten solche Differenzkategorien den Alltag nur bedingt. Die rassistisch konstruierten Unterschiede zwischen Europäern und Afrikanern wur-

den nicht nur ständig verhandelt, herausgefordert und untergraben – im Grunde existierten sie nicht. Vielmehr teilten Europäer und Afrikaner, so argumentiert Florence Bernault in ihrem neuen Buch, „*conversant and congruent imaginaries of power*“ (S. X) und bedienten sich in öffentlichen und privaten Interaktionen ähnlich strukturierter Ansichten und Absichten.

Demnach trafen in kolonialen Situationen nicht etwa rational denkende Europäerinnen und Europäer auf vermeintlich an das Okkulte glaubende Afrikaner und Afrikanerinnen, sondern beide Seiten verbanden Vorstellungen von menschlicher und übernatürlicher Macht, die sie im täglichen Umgang miteinander aushandelten. Mit dieser zentralen Grundthese stellt Florence Bernault gängige Perspektiven auf koloniale Gesellschaften auf den Kopf. Dabei argumentiert sie nicht einfach, afrikanische Vorstellungswelten seien ebenso rational wie europäische, sondern problematisiert vielmehr die bisherige Annahme, dass sich ihre Ideen grundlegend unterschieden. Sie behauptet damit nicht, dass afrikanische und europäische Akteure mit völlig identischen Überzeugungen operierten, sondern dass beide Seiten mit symmetrischen Denkmustern arbeiteten, beide beispielsweise Theorien über kannibalistische Praktiken der jeweils anderen Gruppe entwickelten.

Die Geschichte solcher kolonialer Vorstellungswelten untersucht Bernault am Beispiel der Geschichte des heutigen Gabuns und der französischen Kolonialmacht von den 1860ern bis in die Gegenwart. Sie konzentriert sich dabei auf das, was sie „mystische“ oder „außergewöhnliche“ Agency nennt: die Fähigkeit, auf Menschen und Dinge in einer ungewöhnlichen Weise Einfluss zu nehmen. Sie meint damit vor allem solche Situationen, in denen (vermeintliche) Formen von Magie und Hexerei verhandelt wurden. Anhand von sechs Kapiteln zeigt sie, dass Kolonialismus (und dessen Machtverhältnisse) vor allem über alltägliche Transaktionen erfahren und ausgehandelt wurden: zwischen Menschen und höheren Mächten (Geistern, Ahnen, Wissenschaft etc.) sowie durch Verwandtschaftsbeziehungen und andere menschliche Verbindungen (Kap. 1), im Umgang mit Objekten und Geld (Kap. 2 und 4), mittels körperlichen Fetischismus (Kap. 3) und Vorstellungen von Kannibalismus (Kap. 5 und 6).

Über die verschiedenen Kapitel hinweg geht es Bernault um Macht und Handlungsmöglichkeiten in kolonialen Zusammenhängen. Sie argumentiert, dass Macht nicht einfach existierte, sondern durch soziale Beziehungen hergestellt wurde. Kolonialismus erscheint bei ihr deshalb nicht nur als ein Zustand ungleicher Machtverhältnisse, sondern als dynamisches Beziehungsgeflecht alltäglicher, mal aktiver,

mal passiver Transaktionen, die immer wieder zu Veränderungen im gesellschaftlichen Gefüge führten. Das Konzept der „kolonialen Transaktionen“ dürfte langfristig zu den einflussreichsten Beiträgen des Buchs gehören. Indem Bernault Kolonialismus transaktional begreift, rückt sie Begegnungen und Aushandlungen zwischen Europäern und Afrikanern stärker ins Zentrum als andere theoretische Ansätze. Ihr Begriff schreibt allen Seiten Agency zu und berücksichtigt zugleich das Ergebnis des Austauschs. In kolonialen Kontexten, so die Autorin, zeigten die Transaktionen vor allem ihre „dunkle Seite“ und spiegelten oft Konflikte wider. Egalitäre Anklänge des Konzepts schließt sie dabei aus, da „koloniale Transaktionen“ bereits asymmetrische Machtstellungen implizieren, die gerade in Gabun oft als „moments of loss and disempowerment“ (S. 10) erlebt wurden. Zugleich eröffneten diese Situationen Möglichkeiten, etablierte Vorstellungen, Hierarchien und Status infrage zu stellen.

Florence Bernaults „Colonial Transactions“ zählt zu den wichtigsten Büchern der jüngeren afrikanischen Kolonialgeschichtsschreibung: Mit ihren exemplarisch ausgewählten Interaktionen, ihrer überzeugenden (wenn auch nicht immer leicht zugänglichen) Darstellung und ihrer konzeptionellen Originalität ist Florence Bernault ein außergewöhnliches Buch gelungen. Anstatt den von europäischen Kolonialisten stets betonten Gegensatz von Ideen und Vorstellungen zwischen Europäer:innen und Afrikaner:innen fortzuschreiben, ermutigt dieses Buch dazu, genauer nach Gemeinsamkeiten und Schnittstellen zwischen den kolonialen Vorstellungswelten Ausschau zu halten.

Angela Ilić, Identitäten in regionalen Zentren der Habsburgermonarchie 1867–1918. Die Fallbeispiele Rijeka und Maribor. Wiesbaden, Harrassowitz 2024.
XII, 328 S., € 68,-. // DOI 10.1515/hzhz-2025-1273

Marion Averbeck-Dotter, München

Die Habsburgermonarchie hat von der Historiographie in den letzten Jahren eine rege Aufmerksamkeit erfahren. Die Multiethnizität und -konfessionalität des Empire haben zu einer Vielzahl von Studien angeregt, die klassische, nationalgeschichtliche Narrative überwinden wollen und im Großen den föderalen Charakter des Imperiums, im Kleinen das Nebeneinander und den Austausch unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen in Grenz- und Übergangsräumen betonen. Das Buch, das Angela Ilić 2022 an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz als Habilitation ein-